



Rokokoschloß Sanssouci

Der Wohlstandsjüngling

Tätowierung — eine Filmmasche

Völlig unverdient sei der Debütfilm „Tätowierung“ des Jungfilmers Johannes Schaaf bei der „Bären“-Verteilung der jüngsten Berliner Filmfestspiele von der Jury übergangen worden, wehklagte ein Filmkritiker, der diese „Sensation“ des jungen deutschen Films preisgekrönt sehen wollte. Denn neben Kluges „Abschied von gestern“ und Schlöndorffs „Der junge Törless“ gehöre „Tätowierung“ zur internationalen Spitzenklasse. Nun, diese hochgejubelte Qualifikation des vom Kuratorium Junger Deutscher Film geförderten Breitwandfarbfilms wurde zwar monatelang propagiert, sie konnte jedoch bei weitem nicht die Erwartungen erfüllen. Da halfen keine noch so gut gemeinten Werbetricks.

Was liegt diesen Eigenlobhudeleien denn nun wirklich zugrunde? Der Drehbuchautor Günter Herburger, ein Adept der Gruppe 47, wollte das „Modell einer nicht unbedingt alltäglichen, nicht typischen Familiensituation, aus der sich freilich Typisches ableiten läßt“, entwerfen. Der elterlose Benno, sechzehnjährig aus dem Jugendhof entlassen, um wieder Anschluss an ein geordnetes Leben zu finden, wird bei seinen künftigen Pflegeeltern, einem wohlstehenden Fabrikantenhepär, eingeführt. Doch die wahre Nestwärme bleibt aus. Die unverzeihliche Art seines Adoptivaters Lohmann, ihn in allen Lebenslagen verstehen zu wollen, stößt Benno ab, weil er in diesem Verhalten nur die Karitasgüte zu entdecken glaubt. Selbst seinen Hang zur unorthodoxen Bewältigung des Alltags, worin seine Unsicherheit dem Leben gegenüber zum Ausdruck kommt, unterstützt Lohmann: die Aufgabe der Lehrlingsstelle in einer Hotelküche, die Treffs mit einem ehemaligen Häftling, ja sogar das erotische Zwischenspiel mit Lohmanns Nichte Gaby. („... es ist immer noch besser, als wenn er wohin geht.“)

Als Benno glaubt, endlich bei Gaby Verständnis und Liebe gefunden zu haben, da weist sie ihn zurück — denn für sie war's nur ein kleines Abenteuer. Ernüchtert von alledem begibt er sich freiwillig in den Jugendhof, um dort wieder aufgenommen zu werden. Aber seine ehemaligen Kameraden verachten Benno. Verzweifelt kehrt er zu Lohmanns zurück und knallt völlig unmotiviert während eines Spaziergangs den Pflegevater nieder. In fliehender Eile hetzt er ins Hallenbad, wo er sich noch am wohlsten gefühlt hatte, springt pudelnackt ins Wasser, macht befreiende Schwimmbewegungen — und läßt sich aufatmend verhaften.

Da haben wir ihn wieder, den unverständenen, mit Wohlstandsartikeln überhäuften Jüngling. Das nimmermüde strapazierte Thema soll offenbar in dieser Variation einen Lösungsvorschlag bieten: Mord macht frei. Ein Tatbestand also, den man der älteren Generation nicht oft genug ins Gesicht schleudern könne! Eigentlich unverständlich, daß sich Jung Benno seiner neuen Umgebung so schlecht anpassen will, wo sich doch ihm alles anpaßt. Wie sollen denn nun die verantwortlichen Erzieher das Verständnis der Jugend finden?

Ist der „Spiel“-Raum strenger kontrolliert, heißt es, die arme Jugend wird antizipiert erzogen, läßt man die Zügel schleichen.

An die Künstler

Laßt bauen uns ein Riesenmonument,
Von keinem Menschen mehr zu übersehen,
Des Sinn und Ansporn jeder rasch erkennt,
So viele künftig auch vorübergehen:

Wie wir durch Hölle zweier Kriege schritten
In Strömen Blut, mit Tränen und dem Tod;
Wie wir um Sinn und Zweck des Daseins stritten,

Wie wir um Frieden kämpften und um Brot.
Und wie wir unaufhörlich forschten, strebten
Nach einem sichern Weg und hohen Ziel,
Damit die nach uns Ruh und Glück erleben
Und nie sich wiederhol' das höll'sche Spiel.

Daß jeder, der am Monument vorüberginge,
Erkenne kommender Geschlechter
Friedensweg

Und dankbar unsern großen Kampf besinge,
In gleichem Geiste andere bewege!

Ihr Künstler allzumal seid aufgerufen,
Zu bauen solch ein großes Monument,
Sofern ihr seid zu solchem Werk berufen
Und ahnungsvoll den sichern Weg schon kennt.

Oscar Reile

fen, will die Elterngeneration sich in die Gefühlswelt der Jugend einleben, dann gelten sie als lächerliche Nachäffer. Schade, für ein paar gute Tips wären wir dankbar gewesen!

So hilft leider nur Mord. Wäre das vielleicht typisch abgeleitet? Sogar die Kamera soll bei diesem „aufrührerischen Film“ dramaturgische Funktionen übernommen haben, indem sie durch die Farbkompositionen Emotionen markiert und bestimmte Situationen „sinnfälliger gestaltet“. Solche symbolverkornte Mixtur sollte sich zu einem stilisierten Realismus mausern. Nichts von alledem. Von dieser aufgebauchten Masche blieb nichts weiter als eine sexgebastelte Filmeintagsliege mit Problemen aus antiquierten Grass-Emulsionen. Nackte Körper allein profanieren nur das Reinheitsbedürfnis nach Freiheit. Und die obligatorische Bettzene ersetzt keine künstlerischen Intentionen.

Warum dieser Film „Tätowierung“ heißt? Man darf raten. Während des Vorspanns wird mit Hilfe eines Elektrobrowsers Benno's Brust von seinen Jugendhofkameraden blutig „tätowiert“, weil er das Versteck einer Pistole nicht preisgibt. So brutal sind dort die Bräuche — wie sind sie erst draußen, in der „freiheitlichen“ Welt?

Dafür gab Schaaf selbst ein Beispiel, dessen Unverschämtheit die politische Einstellung der Jungfilmer verrät. Während Benno die hinter der Mauer von den SED-Wächtern abgeschossenen Leuchtkugeln (zur Aufdeckung von Flüchtlingen) als harmloses Feuerwerk verniedlicht, blödet er angesichts eines Maueropfergrabes: „Langweilig ... Scheiße.“

Für derartige Entgleisungen gibt es keine Entschuldigungen. Hier werden Mordaktionen der SED-Machthaber durch zynische Äußerungen sanktioniert! Jene Männer und Frauen, die von „Volksarmisten“ abgeknallt wurden, werden von solchen Schmutzfincken, die sich Jungfilmer nennen, besudelt und verunglimpft. Wer sich mit SED-Mördern identifiziert, ganz gleich auf welcher Ebene, gehört zu den Handlangern der Schreibtischverbrecher. Wer so seine Filmsensationen erzeugt, verdient keine Toleranz. Man kann dafür keine „objektiven Maßstäbe“ mehr setzen, weil sie jeden Maßstab verloren haben.

Bar reidan tauc

Deutsche Sprachinsel bei Verona

„Sait bouken, guater hear“, das ist der Willkommensgruß in Ljetzan (Giazza), einem Bergdorf, das wir von Verona aus besuchten. Zugegeben, wir haben die Leute nicht auf Anhieb verstanden, auch wenn sie uns versicherten: „bar reidan tauc“ (wir sprechen deutsch). Daß in diesen Bergtälern die „Dreizehn Gemeinden“ als eine Enklave deutscher Abstammung bestanden, war uns bekannt, aber wir waren naiv genug, ein herzliches „Grüß Gott!“ zur Begrüßung zu erwarten. Daß die Bauern dort „zimbrisch“ sprechen, stand im Reisehandbuch, aber so schwierig hatten wir uns die Verständigung nicht vorgestellt. Immerhin, es gab einige Ansatzpunkte, die ermutigten. Daß „panificio“ der Bäckerladen ist, verriet uns auch die ausgestellten Backwaren, darum war die zweite Aufschrift im landesüblichen Dialekt als „Haus un Proate“ schon aufschlußreicher. „Grutzen un Ljetzan“ stand aufgedruckt auf den Ansichtspostkarten; da fiel der Groschen, das konnte nur „Grüße aus Ljetzan“ heißen.

Natürlich, auch unser Deutsch hat sich mehrfach geändert, seit die ersten Bewohner in diese ursprünglich schwer zugänglichen Bergtäler einzogen. Daß sie die Nachkommen der Zimbern (Kimbern und Teutonen, 101 vor Christi Geburt von den Römern besiegt) sein sollen, ist eine Legende. Vielleicht haben sich Reste der Langobarden im 8. Jahrhundert in diese einsamen Täler geflüchtet, aber auch von ihnen blieben nur geringe Spuren. Dieses Deutsch „Disan pründe un de pruke“ (dieser Brunnen an der Brücke) war die Sprache Walthers von der Vogelweide, der um 1200 seine Lieder sang.

Um die gleiche Zeit wurden wohl die Bergtäler nördlich von Verona besiedelt, vermutlich mit Bauern aus Tirol, die baju-

Friedrichs des Großen unvergleichliches Rokokoschloßchen über dem Terrassenberg von Sanssouci, in dessen Mittelsaal die berühmte Tafelrunde mit Voltaire sich um den König versammelte, ist ein Bild, das jeder Deutsche kennt. Aber der Park von Sanssouci ist groß. Von den breiten Wegen laufen hundert schmale zu stilleren Partien, zu lauschigen Brücken, die in leichter Schwingung über dunkle Wasser führen. Vasen, Brunnen, Statuen stehen überall abseits im wuchernden Gebüsch, mit Bänken, auf denen es sich in Natur und Stille hineinräumen läßt.

Doch ist dies der Park nicht mehr, in dem der König, begleitet von seinen Windspielen, sich erging. Seine Nachfolger holten sich den großen Gartenarchitekten Peter Joseph Lenné vom Rhein, der sich in Paris und München gebildet hatte, und der zog die Wege anders, als es Knobelsdorff, der Baumeister von Sanssouci, zu seines Königs Zeiten getan hatte. Die gekerkelten Hecken des französischen Geschmacks wichen einem der Natur sich mehr anschmiegenden Landschaftsstil, die Baumgruppen wurden freier, die Bäume wuchsen, das gekünstelte Rokoko wurde wieder zur Natur.

Nur was Stein war, blieb: die Vasen, die Urnen, die Tore, Grotten und Tempel. Und mit ihnen erhielt sich, umrahmt von den freien landschaftlichen Motiven im Sonnenspiel beschatteter Zweige, Friedrichs „sinesisches Haus“, das Teehaus mit seinem gewellten Dach.

China war damals die große europäische Mode. Angeregt durch die Reisebeschreibungen der Weltentdecker, verfiel der fürstliche und adlige Gesellschaft der „Chinoiserie“. In Porzellan, Lackarbeiten

und Möbeln schon gebräuchlich, wurde das krause ostasiatische Linienspiel, die Figurenwelt der Drachen und Pagoden nun auch in Architektur übersetzt. Voltaire hatte Friedrich von den Bauten Ludwigs XV. erzählt und Abbildungen eines Teehauses vorgelegt, das in Luneville für den polnischen König Stanislaus Leszczyński erbaut worden war. So ein „sinesisches Haus“ wollte Friedrich nun auch haben.

Als die königlichen Baumeister 1754 mit dem Bau begannen, war noch Frieden. Aber als der „Palast der Sonne“, wie man am Potsdamer Hofe schwärmte, drei Jahre später zum Einzug bereitstand, hielt der König nach Roßbach und Leuthen Winterquartier in Breslau und hatte andere Sorgen, und die 50 000 Taler, die der Bau verschlungen hatte, bekümmerten ihn sehr. Er sah sein Teehaus nach sieben Jahren zum ersten Male, als der Krieg vorbei war, und da war aus dem Alten Fritz auch wirklich der Alte geworden. Die Porzellanpagoden nickten ihm zu, die Affen, mit denen die Maler den Kuppelplafond des Saales bevölkert hatten, schnitten Grimassen. Es war aus dem allerhöchsten Vergnügen echt fritzische, gallige Ironie geworden.

Aber die Sommer kamen wieder, die Pfirsiche reiften am Spalier, und manche königliche Mittagstafel ward hier trotz Gicht und Podagra noch gerichtet. Denn es ließ sich gut plaudern hier in der Schattenkühle, und seitab, vom Gebüsch verdeckt, gab es auch eine Küche, „sinesisch“ wie der Affensaal mit Mummenschanz, Fabelgetier und Glöckchen ums gewellte Dach.

Man sieht den Pavillon heute in einem Durchblick der großen Hauptallee, die

Lenné quer durch den Park von Sanssouci gelegt hat. Bei einer Wegbiegung tritt er aus dem Baumschatten plötzlich hervor, unwirklich, traumhaft in der Stille dieses Parkwinkels, ein Karussell, das im Kreisen erstarrt ist. Die Säulen gleichen Palmen, die sich in Fächern entfalten. Darauf ruht, wunderbar geschweift, im fahlen Grün das kupferne Dach. Auf dem Kuppelaufsatz hockt ein fetter Mandarin mit offenem Schirm und sieht hinab auf die Eingangsstufen, wo, um die Palmenschäfte malerisch hingelagert, bezopft Volk sein Wesen treibt, rauchend, schwatzend und teetrinkend. Und zwischen den Fenstern, aus denen das runde Haus in den Park hineinblinzelt, stehen andere schlitzäugige Gesellen, die mit Flöten musizieren und den Gong schlagen, meisterlich in Stein gehauen, eine stumme Musik.

Einen Saal und drei Salons enthält das Haus. Von oben bis unten, innen und außen waren die Wände einst bronziert. Ihr Gold sprühte Funken in der Sonne, auch die Oleanderbüsche rundum standen in vergoldeten Kübeln, und golden glitzerte das Drachengitter.

Das alles ist längst abgeblättert, abgewaschen, auch der Stein hat sein Alter, grau geworden sind die Puppen und das Mauerwerk, der Plafond hat Risse. Aber in den Linien, den Figuren des Hauses schwingt die alte Kaprice, lebt zeitenrückt das Rokoko weiter, das solche Launen liebt. Vom Alter patiniert, klingt stumme Musik, die Zeit der Tafelrunde, der Flötenkonzerte ist wieder da, echt friderizianisch, der König und der alte Quanz mit der Flöte, am Spinett Philipp Emanuel Bach. Die Triller, die Passagen perlen, die Töne tragen sich in fernes Land, das Traumland geworden ist.

Zehntausend „schlesische Schwäne“

Die schwarze Komik unserer Jugendverderber / Von BRIGITTE POHL

Friederike Kempner lebte 1836—1904 und machte sehr miserable Gedichte, die sie zuerst im Selbstverlag herausgab. Der Verleger Paul Lindau aber erkannte in der verhörrten Dichterin ein wahres Genie der unfreiwilligen Komik, und Otto Julius Bierbaum nannte sie voll boshafter Schmeichelei „Den schlesischen Schwan“. Friederikes Ruhm drang bis in die höchsten Kreise, und Gerhard M. Mostar (Friederike Kempner, Der Schlesische Schwan, ungekürzte Ausgabe April 1965, Deutscher Taschenbuch-Verlag GmbH & Co, München) behauptet: „... nie wurde über Trä-

nen mehr gelacht als über die lyrischen Tränen Friederikes.“ Heute kommt es einem manchmal vor, als wären wir von lauter wiederauflernden Kempners umgeben, als habe sich die so Verachtete posthum gerächt: Politiker, Journalisten und ternerste „Künstler“ und „Historiker“ machen einander den Vorrang streitig, dem Genie des unfreiwilligen Humors von damals den Rang abzulaufen. Ja, es scheint sogar, als sei unfreiwilliger Humor heute bei unseren Umerziehern und lizenzierten Leuchten Allgemeinbesitz geworden!

Freilich haben unsere beamteten Komiker auch riesig viel Sorgen. Da ist z. B. gleich einmal das Problem „Jugend“. Sie kamen nämlich eines Tages drauf — nicht alle natürlich, nur die Hellsten unter ihnen! —, daß aus Jugendlichen ja doch einmal Steuerzahler werden könnten oder sollten und nicht nur „Mütter“ und „Väter“, die bereits mit 12 bzw. 14 Jahren staatliche Zuschüsse für ungewollte Babys beanspruchen, die in staatlichen Kinderkrippen und Säuglingsheimen deponiert werden, weil die „Eltern“ selber noch die Schulbank drücken. Genial, wie unsere Leuchten nun einmal sind, wissen sie auch sogleich das Allheilmittel: Es heißt: Homosexualität!

Natürlich völlig ernsthafte Sexualforscher haben erkannt, daß dieses Problem einschließend jenes der Jugendkriminalität spielend zu bewältigen wäre, „wenn wir die Homosexualität nicht tabuierten oder ver-

ächtlich machten“. Diese sei nämlich nicht nur eine völlig harmlose Freizeitbeschäftigung, sondern auch „von hohem, sittlichem Wert!“ (Wilhard Schlegel, „Sexuelle Partnerschaft in Ehe und Gesellschaft“, Stuttgart 1965.)

Sicherlich ist nur unsere Rückschrittlichkeit daran schuld, daß wir der Jugend verwehren, „sich zunächst einmal homosexuell auszuleben“, bedingt durch unseren seinerzeitigen total falschen Bildungsgang. Da gibt es z. B. gleich einmal die sogenannten Klassiker. Also, wer die noch lesen mag, dem ist wahrlich nicht mehr zu helfen. Denn: Wo findet man „in den Werken der Klassik jene ganz und gar urwüchsige Frömmigkeit, wie sie uns etwa bei Henry Miller auffällt, wenn er die Wonne und Erleichterung des Harnlassens besingt?“ (Gerhard Ertel, Publikation, Bremen, Folge 12/1966, Titelseite.)

So reif aber, so mündig und so gefestigt unsere Jugend auch heutzutage schon ist, daß sie sogar in zartestem Alter befähigt erscheint, „die Vor- und Nachteile homosexueller Betätigung gegeneinander abzuwägen“ — politische Bildung mangelt ihr aber doch sehr. Wie gut, daß es hier den „Spiegel“ gibt, der ihr solche auf leichtverständliche Art vermittelt! „Platitüden“ in Schullesebüchern duldet der „Spiegel“ jedenfalls auf gar keinen Fall, und nichts kann ihn mehr auf die Palme treiben, als wenn in einem Schullesebuch einer vor der „Intimsphäre“ unserer Fleckjährlinge so wenig Respekt hat, daß er sich nicht entblödet, von einer „längst überholten Idylle“ folgendermaßen zu „fabulieren“: („Der Spiegel“, „Pinsel du“, Nr. 4/1967, S. 26) „In der Familie besorgt die Mutter den Haushalt, die Kinder versehen Helderdienste, die Großeltern betätigen sich in Haus, Garten und Hof.“

Was soll das? fragt der „Spiegel“ erregt. Wo bleibt die Konfrontation des Hosenmatzes mit der fortschrittlichen Wirklichkeit, in der die Mutter, sofern sie nicht attraktiv genug ist, als „Bunny“ mit Hasenohren und -schwänzchen, Stehkragen, Manschetten und sonst nicht viel mehr bekleidet den Herren des Playboyclubs Whisky pur zu servieren, doch wenigstens in irgendeiner netten Fabrik am flotten Fließband Automatskottchen oder andere lebenswichtige Artikel erzeugen hilft? Die Kinderchen versehen währenddessen — natürlich nicht Helderdienste daheim! — wohl aber Minderjährige mit LSD und Marihuana, und Opa und Omi kämpfen Idyll, das unseren Kleinen nicht oft genutzlichen im Fernsehen um den großen Preis im Rock 'n' Roll. Das ist das heutige nun gepriesen und vorgeführt werden kann, auf daß sie daraus Mut und Kraft für die Zukunft saugen mögen.

Nicht nur die Lesebücher, sondern vor allem die Schullesebücher erregen das Mißfallen des „Spiegels“. Man denke: Als „unveräußerliches Liedgut unseres Volkes“ bezeichnet solch ein verbrecherischer Herausgeber nicht etwa die köstliche Abort-

lyrik eines Arno Schmidt, Enzensberger oder Günther Grass, sondern — nein, es ist nicht zu fassen, nicht zu glauben! — Lieder, die seinerzeit — bitte, nicht erschrecken! — die ... HJ sang, als sie ihre Untaten beging wie Wandern, Lazarettbetreuen, Erntehelfern.

Wenn man dann noch erfährt, daß den Kindlein Verse zugemutet werden wie etwa der:

„Wenn die Leut' grantig sein
schiebt man s' in Ofen 'nein —
und heizt ein.“

(Der „Spiegel“, Nr. 5/1967 S. 50 „Heizt ein“) dann versteht man, daß es bei derart unmenschlichen Kinderliedlein die Mannen des „Spiegels“ ebenso eiskalt überläßt wie etwa dann, wenn sie herausfinden, daß ein Schulleiter in Lohmar nicht am Ende vielleicht ein zeitgemäßes pornographisches Bildwerk, sondern — eine Karte des zweigeteilten Deutschlands auf den Schulhof hinpinseln ließ!

Sowas getraut man sich heutzutage immer noch oder schon wieder zu tun! Da wundert einen ja wirklich nichts mehr. Und — wer anders kann sich angesprochen fühlen als ausschließlich „künftige KZ-Ärzte und -Wächter“ von einem himmel-schreienden Vers wie diesem:

„Acht hab auf eins, vergiß es nicht:
Was du auch bist, tu deine Pflicht!“

So weit ist es mit uns schon wieder! Daß allerorten ihre ... — die Feder sträubt sich, unsere armen, schuldlosen, arglosen Kinderchen meuchlings aufgefördert werden, die Zunge spuckt das Wort aus! — ihre — Pf-li-cht — zu tun. Widerlich.

Was zieht man mit derartigen Rückfällen heran? „Untertanen!“ entsetzt sich der „Spiegel“. Und er hat recht. Wo wir unter solchen Umständen in ein paar Jahren schon unsere Geheimprostituierten, Gammeler, Rauschgiftändler und -süchtigen, wo wir dann vor allem unsere Sexualmörder hernehmen werden, das freilich interessiert derart verbrecherische Schulfische nicht!

Für das dachtende Rieckchen genierten sich seinerzeit ihre Verwandten, emanzipierte Juden, denen mitten in das „Streben zur Gemeinschaft, mitten in diesen Glauben ... als volle Ernstgenommenwerden ... das Gelächter der vielen ...“ hineinplatzt, „die bittere Erkenntnis, daß eine der ihren sich lächerlich gemacht hat“ (H. Mostar a. a. O.). Diese Verwandten trachteten damals in aussichtslosem Wettlauf mit der Fruchtbarkeit Rieckchens deren Publikationen aufzukaufen. Heute würde wohl alles Geld und Gold der Welt nicht ausreichen, alle die Geistesblitze der heutigen Genies des unfreiwilligen Humors aufzukaufen, auf daß kommende Generationen dereinst verschont bleiben mögen von der Erkenntnis, wie viele der „Unseren“ sich in den Tagen der Liebedienerei vor den Macht-habern Großschilds, des grotesken Speichellecks vor den Stiefeln dümmlicher Tagesgrößen unsterblich lächerlich gemacht haben.

Das kommunistische Idol des Westens

Bert Brecht zum 70. Geburtstag / Von Dr. HANS W. HAGEN

Deutschland wird stets zwischen zwei geistigen Extremen hin- und hergerissen. Nicht nur seine Geistes- und Kulturgeschichte zeichnet sich auf diesem Spannungsfeld ab, sondern seine geopolitische Lage ist der Grund für sein Schicksal, das nur daraus begriffen werden kann. Hier beginnen und enden seine ewigen Kämpfe um Bestand und Sinngabe seines Daseins. Im Augenblick der Niederlage gibt es zwei Möglichkeiten, die nationale Katastrophe zu überwinden: entweder Besinnung auf die eigentlichen, durch Verfremdung entstellten Werte und aus ihrer Reinigung und Befreiung ein neues Eigenleben oder Preisgabe und Verrat der Seele und damit Auslieferung an den Sieger, der nun seine Lebensformen und Verhaltensweisen dem Besiegten aufzwingt. Erst mit der seelischen Selbstaufgabe und dem Verrat der eingewachsenen Gestalt ist der Kampf endgültig verloren.

Die geistige Lage unserer Bedrohung nach dem 2. Weltkrieg kann in dieser Sicht so umrissen werden: In Rußland war der Kommunismus mit dem Sieg über das Zarentum seinem Ziel der Errichtung einer Diktatur des Proletariats unversehens sehr rasch näher gekommen. Lenins Wort, wonach der nächste Schritt zu seiner Welt Herrschaft über Deutschland führen müsse, sollte nun in Angriff genommen werden. Stationen auf dem Weg dorthin waren die Räterepubliken in Ungarn unter Bela Kun und Polen, und man sah sich bald am Ziel, als in München, Stuttgart oder in Halle, im Ruhrgebiet oder in Sachsen und Thüringen die Arbeiterräte ihre Diktaturen mit allen Schrecken aufzurichten versuchten.

In München waren die geistig-kulturellen Väter und Vorantreiber Johannes R. Becher und Ernst Toller, zu denen bald der am 10. Februar 1898 in Augsburg geborene Bert Brecht stieß. Ihr erstes geistiges Nahziel auf dem Weg zur weltweiten Herrschaft des Kultur-Bolschewismus als des Vortrupps der Kämpfer für die Diktatur des Proletariats überhaupt war die Verneinung und Zerstörung aller Wertordnungen. Alle geistigen Gebäude sollten vernichtet und eingeebnet werden; erst nach dieser Rückführung auf eine allgemeine Basis ohne Niveauunterschiede ist die „Platt“-Form der Gemeinheit möglich, auf der sich ein System einer klassenlosen, durch keine Wertunterschiede getrennte Gesellschaft dann einrichten und diktieren läßt. Die Gedanken zu solch weltfremden Konstruktionen kommen aus dem Geist der Französischen Revolution von 1789 und ihren Wegbereitern. Das gewiß hohe Ziel, das Schiller in die Worte faßte, daß „alle Menschen Brüder werden“, hatte in der Wirklichkeit seinen Abstieg in die Minderwertigkeit und damit seine Abwertung und Trivialisierung erfahren zu „être frère et coquin“ — „Bruder sein und Schwein zugleich“.

Das seelische Klima, in dem die neue Gesellschaft in Deutschland wachsen sollte, kann eindeutig-umfassend als Bert Brechts Heimkehrerstück „Trommeln in der Nacht“ abgelesen werden. In Zeiten der Auflösung, wenn alte und womöglich auch überalterte Formen und Dämme brechen, schwemmt das Chaos herein. Die Mächte der Zerstörung, die Verneiner des Bestehenden, die Verächter der Ordnungen, die Nihilisten also und Anarchisten nützen ihre Stunde. Es beginnt die Herrschaft der moralischen Defekte und ihrer Korruption in allen Lebensbereichen. Sie nutzen die augenblickliche Schwäche und Unsicherheit des sozialen Gefüges, schließen sich zu einer Front der Minderwertigen unter dem Vorwand, sie seien Freiheitskämpfer, zusammen und verfolgen doch nur eigensüchtige Interessen. Im Falle der Personen in Brechts Heimkehrerstück sind es Zuhälter, Schieber, Asoziale, Drückeberger.

Zersetzung der Gesittung

Den Schritt tiefer in die menschlichen Untergründe ging Brecht im „Baal“. Während der um die menschliche Urgestalt ringende Bildhauerdichter Ernst Barlach in seinem themaverwandten Drama „Der blaue Boll“ nun einen um die Urprobleme ringenden Menschen in allen Seelentiefen darstellte, fühlt sich Brechts Baal sawohl in seinem ihm gemäßen Zuhältermilieu. Das Auftretenslied des „Helden“ beginnt mit der Enthüllung seiner edlen Seele: „In der Sünder schamvollem Gewimmel lag Baal und wälzte sich voll Ruh.“ Kurz darauf geht es weiter: „Und wenn Baal nur Leichen um sich sah, war die Wollust immer doppelt groß.“ Gleichsam im Spiegelbild seines Freundes Orga enthüllt er ihre schönen Doppelseelen, wenn Baal von ihm berichtet, er habe ihm gesungen:

„Der liebste Ort, den er auf Erden hab',
Sei nicht die Rasenbank am Elterngrab,
Sei nicht ein Beichtstuhl, sein kein Huren-
bett,
Und nicht ein Schoß, weich, weiß und warm
und fett.

Orga sagte mir: der liebste Ort
Auf Erden war ihm immer der Abort.“

Das war gleichsam das Auftretenslied von Baal-Brecht bei seinem Erscheinen auf der Bühne im zerbrochenen Deutschland der ersten Nachkriegswirren.

Mit der Wiederbesinnung des deutschen Volkes verloren seine Stücke aus dem Diebes- und Mördertum sowie die Verherrlichung der dort herrschenden Unmoral ihren Schätzwert um so rascher, als Brecht in peinlichen Wiederholungen nur seine

Einfallsarmut und Charakterlosigkeit durch immer dicker aufgetragene Schamlosigkeit und Sexualwühlereien beweisen konnte. Allzu oft ausgegossene Jauche und stets nur neu umgewendeter (Seelen-)Mist stinkt um so lästiger und erzeugt keine Schockwirkungen mehr der Provokation, sondern die Abkehr vom penetrant stinkenden Herausforderer.

Noch einmal jedoch sollte es ihm gegen Ende der „goldenen zwanziger Jahre“ gelingen, das Interesse der Wohlstandsgesell-



H. J. Kallmann: „Bert Brecht“
„Eines der stärksten Werke des Malers“

Vererbung und Erwerbung

Die instinktiven Grundlagen der Kultur

Durch die Veröffentlichung in den „Naturwissenschaften“ (Heft 15/16, 1967) wurde ein Vortrag von Professor Konrad Lorenz, einem der führenden Forscher auf dem Gebiet der Verhaltenskunde, jetzt einem größeren Kreis von Fachleuten bekannt. Einige der wissenschaftlichen Ergebnisse, und vor allem die Folgerungen aus den neuen Erkenntnissen über die verhaltensphysiologischen Mechanismen der Grundlagen jeder menschlichen Kultur, verdienen jedoch größtes Allgemeininteresse und seien deswegen hier angeführt.

Anknüpfend an die Schichtenlehre des Philosophen Nicolai Hartmann betrachtet Lorenz die Verhaltensweisen im einfachsten organischen, im tierischen und menschlichen Bereich. Ihre Ursache ist heute in der „Programmierung“ der Gene vielfach nachgewiesen worden. Daneben sind bei besonderen Tieren zwei Geschehensprinzipien festgestellt worden, die früher ausschließlich für den Menschen in Anspruch genommen wurden: das „Explorieren“, ein richtiger Neugier- und Forschertrieb, und das Weiterleben individuell erworbenen Wissens durch Überlieferung.

Die wichtigste Befähigung, die mit dem Menschen in die Welt kam und ihn vom Tier unterscheidet, ist die Entstehung des reflektierenden Selbstbewußtseins. Aus dem der Neugier entspringenden tierischen Frage-und-Antwort-Spiel mit der Umwelt entsteht die Selbstreflexion wohl auf dem Umweg über die Betrachtung des Mitmenschen, in dem der Mensch wie in einem Spiegel zuerst sein eigenes Ich erkannte. Hierzu wie auch zur Herausbildung von gelerntem und später ritualisierten Verständigungsmitteln, zu denen auch die Sprache gehört, ist ein hochentwickeltes Gesellschaftsleben notwendige Voraussetzung. Lorenz bestätigt:

„Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß alle Antriebe und Motive menschlichen Verhaltens, die nicht dem Vorteile des Individuums, sondern dem der Gemeinschaft dienen, nur den spezifisch menschlichen Leistungen des begrifflichen Denkens und der verantwortlichen Moral entspringen. Höhere Tiere verfügen über Triebe und Hemmungen, die den Geboten verantwortlicher Moral in erstaunlichen Einzelheiten analog sind.“

Angeborenes Verhalten

Erbte Instinkte haben dafür gesorgt, daß Menschengruppen sich in grauer Vorzeit durch besondere Symbole, Ausdrucks- und Verhaltensweisen von anderen unterschieden und somit die Grundlage dafür legten, was sich später zu den arteigenen Kulturen entwickelte. In dieser Entwicklung zeigen sich bedeutsame Analogien zur Artenbildung. Wie bei der Kreuzung von Unterarten Disharmonien und Anpass-

schaft zu erregen, als er die alte „Bettleroper“ von Gay-Pepusch neu bearbeitete und zeitgemäß herrichtete, mit der man schon im frühen 18. Jahrhundert einen „Sklavenaufstand der ästhetischen Moral“ gegen Handel, den König der Musik in London, vergeblich anzuzetteln versuchte. Das versnobte und korrupte Berliner Publikum, das der Uraufführung begeistert Beifall geklatscht hatte, wurde am nächsten Morgen aus seiner unästhetischen und amoralischen Euphorie jäh gerissen, als ihm sein Kulturpapa Alfred Kerr bewies, daß es auf einen frechen Plagiatsschwindel hereingefallen war. Denn das beste am Wort der „Dreigroschenoper“ unseres Jahrhunderts (die Weillsche Musik war ohnehin neu) waren die eingestreuten Songs — und die waren frech und schamlos von François Villon gestohlen (15. Jahrhundert) und aus der Übersetzung von K. L. Amer wörtlich „übernommen“ (19. Jahrhundert).

Brecht konnte des Glaubens sein, sein Betrug würde nicht offenbar werden, denn wer hatte (damals wie heute) noch im Pressewesen ein sicheres Wissen und ein unabhängiges Verantwortungsbewußtsein? Aber diese köstliche Betrugsaffäre wird heute peinlich übergangen, denn der Enthüller war der jüdische Starkritiker Alfred Kerr, der damit sein tieferes Wissen und seine Unabhängigkeit vom schon damals gegängelten allgemeinen Geschmack und seinen Machern bewies.

Handlanger des Kommunismus

Also: zum Huren- und Diebesmilieu kommt nun noch die „sittliche“ Auffassung des Autors, daß, von Karl Marx und seinen Parteigängern übernommen, „Eigentum Diebstahl“ sei und deshalb ein guter Marxist geistiges Eigentum nicht zu respektieren habe und lustig weiter stehlen könne. Dies gilt besonders, wenn das Delikt zum Zwecke einer guten Sache verübt wird; und die beste Sache der Welt ist eben der Kommunismus. Bert Brechts Werke sind samt und sonders „gute Werke“ im Dienst einer großen Heilslehre der Weltbeglückung und Erlösung durch den Kommunismus. Der Kontrollchor, der die Durchsetzung dieses Zieles verkündet und überwacht, singt deshalb in Brechts Lehrstück „Die Maßnahme“ auch unverhohlen und folgerichtig in frivoler Übernahme der einstigen Funktionen, die dem Chor in der griechischen Tragödie oblagen, für sämtliche Teilnehmer an der Aufführung seiner

Dramen, also sowohl für Akteure als auch für das Publikum, wenn er den Sinn der dargebotenen Werke richtig erfassen will:

„Wer für den Kommunismus kämpft,
Der muß kämpfen können und nicht
kämpfen,
Die Wahrheit sagen und die Wahrheit nicht
sagen,
Dienste erweisen und Dienste verweigern,
Versprechen halten und Versprechen nicht
halten,
Sich in Gefahr begeben und die Gefahr
meiden,

Kennlich sein und unkenntlich sein.
Wer für den Kommunismus kämpft,
Hat von allen Tugenden nur eine:
Daß er für den Kommunismus kämpft.“

Da durch diese säkularisierte und sehr primitivierte Erlösungslehre das von Marx aufgestellte Ziel und den politischen Kampf für sie nun die allen Menschen universal gestellte Aufgabe von Brecht verkündet wird, bleibt seine Ethik relativ und absichtgebunden. Die Heiligung der Mittel und ihre Abhängigkeit von je nach Ansicht innerweltlich oder außerweltlich verankerten außermenschlichen Werten ist doch eine Frage der relativen Sicht. Mit absoluten Wertmaßstäben und kategorischen Forderungen an den Menschen hat dieses vom Menschen und seiner unmittelbaren Verantwortung fortverlagerte Problem nichts mehr zu tun; ja, es erhebt sich drohend beide Male bald die Frage seiner Erniedrigung.

Zerstörer der künstlerischen Form

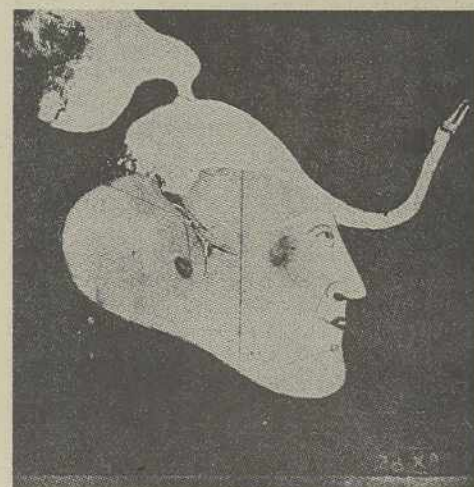
Das nächste Problem bei der Übersicht über Brechts Werk kann als ästhetische Frage gestellt — und muß dann ebenso verneint werden wie die vorangegangenen Komplexe und Probleme. Denn seine Verteidiger wichen, wenn sie zur moralischen und politischen Ablehnung seiner Gestalten sich gezwungen sahen — denn eine Verbrüderung mit Zuhältern, Lügern und Kloakenbewohnern ist ja nicht möglich, ohne daß man sich selbst zum Schwein macht —, in die letzte Ausflucht aus: „Ja —

aber die Brechtschen Stücke sind sehr theaterwirksam.“

Und da muß entgegnet werden: was nun eigentlich den Pseudoeffekt ausmache. Denn als Theaterstücke sind sie schlecht. Das mag der Grund dafür sein, daß man für den „größten Dramatiker unserer Tage“ die bisherige Ordnung der Poetik und die zu ihrem Zweck eingeführte (und seit den Griechen auch bewährte!) Unterteilung in Lyrik, Drama, Epos aufhob und für Brecht den Begriff seines „epischen Dramas“ schuf.

Nun, wir können es abwarten, bis diese Modeborheit, die doch nur dazu dienen sollte, seine billigen Tendenzstücke auf die Bretter zu bringen, mit der künstlich über den Tod des Autors noch am Geistesdasein gehaltenen Macht mit seinen Erben aus dem deutschen Geistesleben wieder verschwindet. Und wenn die Beseitigung nicht von uns geschieht, dann werden es die Träger jener Mächte besorgen, denen er zwar dazu verholfen hat, die aber Leute seines Schlages nur als „nützliche Idioten“ für ihren Vormarsch angesehen haben und so zu gebrauchenen gedanken. Sie waren gut, die bestehende Moral und ihre geltenden Wahrheiten untergraben zu helfen. Aber beim Aufbau neuer Welten und ihrer Gedankengebäude kann man Menschen, die ihre (nicht nur die künstlerische) Aufgabe im Verneinen und in der Destruktion sehen, nicht mehr verwenden. Da sind dann selbst Brechts „Mut-ter Courage“ als Hurenweib und sein feiger, willensschwacher „Galilei“ nicht mehr Vorbilder. Ihre Verzeichnung war ein gut brauchbares Mittel zur Zerstörung einer überständigen Welt, die selbst eine andere Vorstellung von ihnen hatte. Aber zur Errichtung einer neuen idealen Welt braucht es dann andere und willensstarke Vorbilder und Charaktere.

Zur tieferen Begründung meiner von der allgemein gängigen Meinung abweichenden Ansicht von Bert Brecht siehe Gerhard Sczesny: „Das Leben des Galilei und der Fall Bertolt Brecht“, Ullstein-Bücher, und Hans W. Hagen: „Bert Brecht“, Sonderdruck aus Klüter-Blätter 1962, Heft 8/9, August/September 1962.



„Wie sie sich selber sehen“

P. Wunderlich: „Selbstbildnis mit Schwan“. (Aus der Ausstellung „Das Selbstporträt in der Graphik“ im Münchner Kunstverein)

P. Rüsch